

CHRISTIAN GNILKA, *Prudentius. Contra orationem Symmachi. Eine kritische Revue*, Münster: Aschendorff Verlag, 2017, vii+578 pp., 79 €, ISBN 978-3-402-13295-1.

Christian Gnilka (= G.) kann wohl als einer der profiliertesten und zugleich streitbarsten Prudentiuskenner unserer Tage gelten; wenn er also, aufbauend auf über 50 Jahren Forschung zu Prudentius, eine „kritische Revue“ zu *Contra orationem Symmachi* (= *C. Symm.*) vorlegt, so darf man eine ebenso profunde wie pointierte Auseinandersetzung mit dem Gedicht erwarten. Man wird nicht enttäuscht: G. setzt sich mit einem erheblichen Teil der gut 1900 Verse aus textkritischer, sprachlicher, literarischer, aber auch historischer und archäologischer Perspektive tiefgehend auseinander und kommt dabei in vielen Fällen zu anderen Ergebnissen als frühere Übersetzer und Interpreten. Der Untertitel des Buches kann zunächst etwas verwundern: Was genau soll hier kritisch durchgesehen werden? Wie sich im Buch schnell zeigt, ist es nicht eigentlich das Gedicht, das G. kritisch durchmustert, sondern die hierzu vorgelegten Übersetzungen und hierunter besonders diejenige von Hermann Tränkle (*Prudentius. Contra Symmachum. Gegen Symmachus*, Turnhout 2008 = *Fontes Christiani* 85). Tränkles zweisprachige Ausgabe bildet in vielen Fällen den Aufhänger für G.s eigene Ausführungen, in denen er meist scharf mit diesem und anderen Übersetzern ins Gericht geht, und man könnte mit einigem Recht sagen, G.s Anliegen im vorliegenden Buch sei die Verteidigung des Prudentius gegen seine Fehldeutung bei Tränkle und anderen (in diesem Sinne auch der Autor selbst auf S. 5: „... und so entschloß ich mich, dem Dichter, der mich ein Leben lang begleitete, durch eine kritische Revue zu Hilfe zu kommen“).

Das Buch beginnt mit einer knappen Einleitung (S. 1–7), in der G. nach einführenden Bemerkungen zu *C. Symm.* Hintergrund und Absicht seiner „Revue“ beschreibt. G. sieht mit Recht ein Problem darin, dass das Gedicht philologisch wenig durchgearbeitet ist, was nicht zuletzt die Übersetzer vor Schwierigkeiten stellt. Als „äußeren Anlaß meiner Revue“ (S. 2) nennt G. die erwähnte Ausgabe von Tränkle, gegen die er schon hier einige allgemeinere Kritikpunkte vorbringt, aus denen grundlegende Differenzen zwischen G. und Tränkle hervorgehen: Während Tränkle etwa den überlieferten Text weitestgehend beibehält, glaubt G. dem ursprünglichen Prudentius nur durch konsequente Echtheitskritik nahekommen zu können (S. 3f.). Während Tränkle Prudentius gelegentliche Irrtümer unterstellt, ist G. von der vollständigen Zuverlässigkeit des Dichters überzeugt und glaubt diese gegen Kritik verteidigen zu müssen und zu können (S. 5, wo G. Tränkle

bezeichnenderweise auch sein „kaltes Lob“ für Prudentius zum Vorwurf macht). Schon hier zeichnet sich also ab, wie unvereinbar die Ansätze der beiden Autoren sind; auf den folgenden gut 500 Seiten wird dies konkret.

Der eigentliche Kommentarteil („Kritische und exegetische Bemerkungen“) folgt dem Text chronologisch, aber nicht kontinuierlich. Er ist größtenteils so aufgebaut, dass G. einige Verse zitiert, dann bisherige Übersetzungen dazu anführt und aus der Kritik an diesen sein eigenes Verständnis der Stelle entwickelt. Neben der Übersetzung von Tränkle werden dabei teilweise auch diejenigen von Lavarenne, Thomson, Guillén, Garuti, Rivero García sowie, seltener, diejenigen von Eagan und Fels besprochen. Gelegentlich nimmt G. auch Äußerungen in der Sekundärliteratur zum Anlass für eine Gegendarstellung. Einige Male äußert sich G. überdies zu größeren Teilen des Gedichts und behandelt übergreifende Fragen (z. B. zur Entstehung von Buch 1, S. 30–34). Die Ausführungen zu den einzelnen Stellen bewegen sich in der Länge meist zwischen einer und drei Seiten, mit Ausnahmen nach oben und unten. Für diese „Art, bestimmte Textstücke zu behandeln, andere zu übergehen, manches ausführlicher zu besprechen, manches kurz abzumachen“ beruft sich G. auf das Vorbild von James Henrys *Aeneidea* (S. 6). Im zweiten Buch werden die Lücken zwischen den behandelten Textstücken kürzer und seltener, sodass das zweite Buch, das ohnedies weitaus länger als das erste ist, bei G. mehr als zwei Drittel des Revueteils ausmacht (S. 151–529).

In den einzelnen Kommentierungen behandelt G. eine Fülle von Aspekten, die hier nur grob skizziert werden kann. Zentral ist natürlich das richtige Textverständnis, das G. gegen einzelne oder alle angeführten Übersetzungen herausarbeitet, wobei er gerade schwierige Textstellen detailliert und scharfsinnig erklärt (exemplarisch genannt sei nur die anspruchsvolle, aber letztlich überzeugende Neudeutung der Verse 2,1047sq. auf S. 480–482, die in den bisherigen Übersetzungen weitgehend unverständlich bleiben). Zur Stützung seiner Deutung führt G. oft Parallelen aus Prudentius oder aus anderen Autoren an, wobei er nicht nur eine intime Vertrautheit mit dem prudentianischen Gesamtwerk, sondern auch sonst eine bewundernswert breite Literaturkenntnis beweist. Gelegentlich entstehen hierbei regelrechte kleine Studien zu Begriffen oder Phänomenen bei Prudentius oder in der lateinischen Literatur überhaupt, z. B. zu Ausdrücken des Typs *ast alius* in der lateinischen Dichtung (S. 215f.), zum *genitivus inversus* bei Tertullian und Prudentius (S. 194f.) oder zur Prosodie griechischer Proparoxytona bei Prudentius (S. 402). An einer Reihe von Stellen arbeitet G. stilistische Merkmale des Gedichts heraus, etwa die für Prudentius typische Ausdrucksfülle oder Variation (S. 11f. u. ö.). Auch literarische Vorbilder werden aufgezeigt, darunter häufiger die juvenalische Satire als Vorbild für die „Tonlage“ der Polemik (S. 36 u. ö.; interessant zur Satirenrezeption auch eine neu vermerkte Persiusreminiszenz zu 2,648, S. 332f.). Ein wichtiger Bestandteil der „Revue“ sind überdies textkritische und vor allem echttheitskritische Überlegungen. G.

athetiert in den beiden Büchern insgesamt 28 Verse. Die Mehrzahl der Fälle hat G. bereits in früheren Publikationen behandelt, auf die er an entsprechender Stelle verweist (meist *Prudentiana I. Critica*, München–Leipzig 2000), in Buch 2 sind jedoch immerhin zehn athetierte Verse neu hinzugekommen, zu denen G. sich im vorliegenden Buch ausführlicher äußert (V. 547–550. 875sq. 983. 987sq. 1127, vgl. die Liste auf S. 3 Anm. 7).

Mehrfach kommt G. auch auf historische oder archäologische Fragen zu sprechen, etwa die nach dem Rombesuch des Theodosius (S. 97–91) oder der Entfernung der Victoriastatue und des zugehörigen Altars (S. 167f.), wobei er stets für die Zuverlässigkeit des Prudentius als (dichterische) Quelle eintritt. Bemerkenswert – und bezeichnend für die Breite von G.s Kommentierung – sind die Ausführungen zur Haartracht der Vestalinnen, die in 2,1105sq. beschrieben wird (S. 513–515): G. zufolge stützt diese Stelle den Rekonstruktionsversuch, den die Friseurin Janet Stephens in einem YouTube-Video vorführt („Vestal Hairdressing: recreating the ‘Seni Crines’“) und der von der Archäologin Molly M. Lindner in Unkenntnis der Prudentiusstelle und damit nach G. zu Unrecht beargwöhnt wurde (*Portraits of the Vestal virgins, priestesses of ancient Rome*, Ann Arbor 2015, 113–118). Noch ein letztes Beispiel für ein Ausgreifen über die Klassische Philologie hinaus: Zu 2 praef. 44–66, wo die Erzählung von Petri Wandeln auf dem Wasser ausgelegt wird, führt G. eine Passage aus Anton Tschechows Erzählung „Der Student“ an, um zu illustrieren, [w]ie eine bestimmte Situation des Evangeliums mit einer persönlichen Erfahrung zusammenfallen und so eine neue Wirklichkeit erhalten kann“ (S. 160) – eine durchaus erhellende Parallele, die zu weiteren Vergleichen zwischen den Mechanismen persönlicher Bibelrezeption in antiker und moderner Literatur anregen könnte.

Auf die „Revue“ folgen mehrere Zusätze und Anhänge: Zunächst erläutert G. die drei Abbildungen, die dem Buch beigegeben sind und von denen die erste eine Seite aus einem Prudentiuscodex, die zweite und dritte Jean-Léon Gérômes berühmtes Gladiatorengemälde „Pollice verso“ sowie einen Ausschnitt hieraus zeigen (S. 531–537). Bemerkenswert sind die Überlegungen zum Gemälde: G. deutet den auffälligen Umstand, dass sich der siegreiche Gladiator in Erwartung einer Entscheidung über das Leben seines Gegners zu den Vestalinnen wendet, überzeugend als produktives Missverständnis von C. Symm. 2,1091–1099. Als Quelle des Missverständnisses macht er die mutmaßlich von Gérôme verwendete Juvenalausgabe (N. E. Lemaire, Paris 1823–1825) aus, die just zu dem Vers, dem der Maler den Titel des Bildes verdankt (Iuv. 3,36), auf Prudentius verweist und hierzu fälschlich angibt „de virgine Vestali munus edente“. Es folgen einige Nachträge zur „Revue“, die teilweise auf neueste Literatur eingehen (S. 538–544; G. wendet sich hier u. a. mehrfach gegen L. Krollpreifer, *Rom bei Prudentius*, Göttingen 2017). Eine anschließende „Skizze des Gedankengangs“ von *Contra Symmachum* soll helfen – und hilft tatsächlich – im Kommentarteil, der ja keinen vollständigen

Text bietet, den Überblick zu behalten (S. 545–548). Den Schluss bilden ein Literaturverzeichnis (S. 549–558) und ein ausführliches Stellen-, Wort- sowie Namens- und Sachregister, das bei der Benutzung des Buches gute Dienste leisten kann (S. 559–578).

G.s Überlegungen zum Prudentiustext zeichnen sich durchweg durch eine sorgfältige Argumentation und solides Belegmaterial aus. Die von ihm gewählte Form der Revue ist nicht uninteressant, hat allerdings den Nachteil, dass man sich als Leser meist erst durch ein oder oft auch mehrere nach G. falsche Textverständnisse durcharbeiten muss, bevor man erfährt, wie der Verfasser selbst die Stelle versteht. Dies kann durchaus lehrreich sein, wird aber denjenigen, die in erster Linie das Gedicht selbst interessiert, die Lektüre teilweise mühsam machen. Einige kritische Anmerkungen sind überdies zum Umgang mit den Übersetzern und zum Stil der Ausführungen geboten. G. konstatiert in der Einleitung: „Eine Übersetzung kann das Original immer nur wie durch einen Schleier sehen lassen, und so wäre es ungerecht, wollte man jede Formulierung tadeln, die ungeschickt oder mißglückt erscheint.“ Behandeln will er dagegen Fälle, in denen „der lateinische Text ungenau oder falsch erfaßt wurde“ (S. 4). In den meisten Bemerkungen geht es tatsächlich um größere und kleinere Fragen des Sinns. Dennoch muss man fragen, ob G. seinem Anspruch konsequent treu bleibt. Schon auf den ersten Seiten der Revue wird deutlich, dass G. und Tränkle denkbar unterschiedliche Übersetzungsideale verfolgen. So moniert G. zu 1 praef. 3sq., dass Tränkle *ritibus asperibus / immanes* mit „rohem Aberglauben verhaftet“ übersetzt (S. 11). Dass Tränkle hier nicht den Wortsinn von *immanes* wiedergibt, steht außer Frage, doch scheint dies dem Anliegen geschuldet zu sein, einen idiomatischen deutschen Text zu erzeugen, der sich auch über eine längere Strecken flüssig lesen lässt; dieses mutmaßliche Anliegen scheint G. nicht zu sehen oder nicht gelten zu lassen.

An einigen Stellen betrifft G.s Kritik dementsprechend lediglich stilistische oder semantische Schattierungen, etwa zu 1,208, wo G. *trivit ... silicem* nicht mit „küßte ihn ab“ (Tränkle), sondern mit „rieb ihn ab“ oder „nutzte ihn ab“ übersetzt haben möchte, „was stärker ist und Salz hat“ (S. 52), oder zu 2 praef. 6, wo Tränkle *captans flamina* mit „nach den Lüften haschend“ übersetzt, was G. mit den Worten kommentiert: „Das Kind ‚hascht‘ mit dem Händchen nach dem Schmetterling, der Seemann sucht mit dem Segel den Wind einzufangen“ (S. 154). Stellenweise ist auch zu fragen, ob G. Tränkle richtig versteht: Der Satz *inde puellarum ludibria, pignera partus* (1,59) etwa wird von Tränkle übersetzt mit „Daraus ergeben sich Verführungen junger Mädchen, Schwangerschaften und Geburten“, wozu G. unter anderem bemerkt: „Wie *pignus* zu der Bedeutung ‚Schwangerschaft‘ kommen soll, sehe ich nicht ...“ (S. 47) Mir scheint „Schwangerschaften“ als idiomatische Übersetzung durchaus vertretbar, wenn *pignus* wörtlich als ‚ungeborenes Kind, Fötus‘ verstanden wird (vgl. zu dieser Bedeutung etwa Ambr. *In*

Luc. 2,23: illa Mariae, iste domini sensit adventum, femina mulieris et pignus pignoris, aufgeführt in ThLL s. v. *pignus* p. 2125,76). Damit ergäbe sich eine klare zeitliche Abfolge, bei der zwei Glieder abstrakt, das mittlere konkret ausgedrückt sind, wobei Tränkle auch dieses abstrakt wiedergegeben hätte (Schändungen, Kinder im Mutterleib, Geburten). Die Junktur *divinis virtutibus* (2,267) übersetzt Tränkle als „mit göttlicher Wunderkraft“, was G. ablehnt: „Nicht jeder Mensch wirkt Wunder (wie der Gottmensch Christus selbst).“ (S. 219) Aber meinte Tränkle dies überhaupt oder wollte er lediglich das Übermenschliche der göttlichen Kraft andeuten? Letzteres wäre durchaus in G.s Sinne (Thompsons Übersetzung „with divine powers“ wird auf S. 220 gebilligt).

Von begrenztem Nutzen für den Leser sind überdies Bemerkungen, die in erster Linie Tränkles Ausgabe betreffen und wenig mit Prudentius selbst zu tun haben. So kritisiert G. etwa das Fehlen einer erläuternden Anmerkung in Tränkles Ausgabe („Hier wäre eine Fußnote des Übersetzers angebracht“, S. 14). Hier scheint die Revue in eine Rezension überzugehen. Die Kritik mag berechtigt sein, hilft aber einem Leser, der an Prudentius interessiert ist, eher wenig. Gleiches gilt für G.s Kritik an Tränkles ungenauen textkritischen Angaben (S. 61 u. ö.) und für seine Problematisierung von Absätzen in den Ausgaben des Gedichts (S. 190f.). Nur bedingt hilfreich ist es auch, wenn G. zwar mehrere Übersetzungen bespricht, aber nicht deutlich werden lässt, für welche er selbst plädiert, so zu 1 praef. 80–83 (S. 21f.). Etwas wohlfeil kommt G.s Kritik an den Übersetzern daher, wenn er einen Ausdruck problematisiert, ohne einen besseren anbieten zu können (so etwa S. 35 zu „Aberglaube“ als Übersetzung von *superstitio*).

Was in G.s Buch darüber hinaus auffällt, ist die Neigung zu starken Werturteilen. G.s Kritik an Übersetzern oder Interpreten nimmt mitunter eine polemische Gestalt an. Besonders empfindlich zeigt sich G., wenn andere Autoren Prudentius Unvollkommenheiten unterstellen, sei es, dass sie ihn so übersetzen, dass sich falsche Aussagen ergeben, sei es, dass sie ihm Verse zuschreiben, die G. athetieren möchte. In solchen Fällen liest man Aussagen wie „Nur wer dem Dichter jede Torheit zutraut ...“ (S. 246, vgl. z. B. S. 232 über Tränkle: „daß er also eine solche Torheit nach wie vor dem Prudentiustext zurtraut ...“). Aber kann man dem Dichter nicht auch einzelne Irrtümer zutrauen, ohne seine generelle Bildung und Sorgfalt in Zweifel zu ziehen? Stark wertend äußert sich G. auch über den Interpolator, der den echten Prudentius nur ‚nachäffen‘ (vgl. z. B. S. 154) kann. Ist mit solchen Urteilen tatsächlich der Wissenschaft gedient? G. weist zu Recht darauf hin, „wie stark die Ergebnisse der Textkritik mitunter von dem Bild abhängen, das sich der Kritiker von seinem Autor macht“. G. hat, wie erwähnt, ein ausgesprochen positives Bild von Prudentius. Dies ist legitim, und tatsächlich wird man einen Autor kaum verstehen können, wenn man ihm nicht einen gewissen Vertrauensvorschuss gewährt, doch wird sich G. gefallen lassen müssen, dass

hierin nicht alle so weit gehen wie er. Ich erwähne nur einen interpretatorisch weniger relevanten Fall: Zu den von ihm athetierten Versen 2,547sq. (*aut quotiens ductor Macetum fortissimos altos / templorum cineres victis cumulavit Amyclis*) bemerkt G. etwa, dass keineswegs Alexander, sondern Antipatros den offenbar gemeinten Kampf gegen den Spartanerkönig Agis III. führte, und schließt: „So kann nur reden, wer nicht weiß, was z. B. bei Curtius Rufus 6,1 steht.“ (S. 305) Tatsächlich spricht einiges für die Athetese, aber kann man sich wirklich sicher sein, dass der echte Prudentius die Darstellung bei Curtius Rufus u. a. präsent gehabt hätte?

Die angesprochenen Punkte dürfen freilich nicht darüber hinwegtäuschen, welch substanziellen Fortschritt G.s Buch für die Erforschung von *C. Symm.* bedeutet. Am Ende stellt sich die Frage, ob G., wo er doch so viel gegen die vorliegenden Übersetzungen zu sagen hat, nicht selbst auf der Basis seiner Erklärungen eine vollständige Übersetzung von *C. Symm.* vorlegen müsste, um sich in gleicher Weise der Kritik zu stellen. Das vorliegende Buch lässt dies freilich eher nicht erwarten, äußert G. doch mehrfach Zweifel an den Möglichkeiten des Übersetzens überhaupt. Schon in der Einleitung findet sich die bereits zitierte Feststellung: „Eine Übersetzung kann das Original immer nur wie durch einen Schleier sehen lassen.“ (S. 4) In der „Revue“ bekundet G. mit Blick auf die schwer wiederzugebenden Junktur *pristina structura*, er empfinde „Dankbarkeit ... dafür, daß ich Prudentius nicht übersetzen muß“ (S. 214), klagt angesichts eines mit „richtig“ übersetzten *rite*: „Schneidend fährt die Dürftigkeit des deutschen Worts jedem ins Herz, der mit der lateinischen Sprache fühlt. Und doch können wir kaum etwas Besseres an seine Stelle setzen.“ (S. 320), und bemerkt zu einer besonders kraftvollen Versfolge: „Ich will nicht mit den Übersetzern rechten, die sich die Aufgabe stellten zu übersetzen, was sich nicht übersetzen läßt“ (S. 337). Diesen Einsichten in die Grenzen des Übersetzbaren ist gewiss zuzustimmen; andererseits scheinen Übersetzungen zumindest als Hilfsmittel unumgänglich, gerade in Zeiten abnehmender Lateinkenntnisse (dies scheint auch G. so zu sehen, vgl. S. 5). Es wäre daher zu wünschen, dass sich, wenn nicht G. selbst, so doch ein anderer Latinist findet, der es wagt, G.s „Revue“ für eine Neuübersetzung fruchtbar zu machen, die vermutlich weitere Kreise erreichen könnte als G.s „Revue“.

Einstweilen sind alle, die sich intensiver mit *C. Symm.* beschäftigen, gut beraten, G.s umfängliches Buch zu Rate zu ziehen, ohne sich von seinem teilweise invektivischen Stil irritieren zu lassen. Zukünftige Prudentiusinterpreten werden dem Buch vielleicht nicht in jedem Einzelfall folgen, sich aber zumindest stets ernsthaft mit ihm auseinandersetzen müssen.

THOMAS KUHN-TREICHEL
Universität Heidelberg
tkuhntr@uni-heidelberg.de